

Ohne Tranigkeit und Psychomuff

André Ratti skizzierte zwei Jahre vor seinem Sterben an Aids die Idee, Markus Kutter (Miterfinder der einst kreativsten Werbeagentur) schrieb das Drehbuch, Urs Odermatt führte Regie: «Der Tod zu Basel», er holt sich seine Leute mit einem Mal wieder so, dass Ratlosigkeit sich breitmacht. Namentlich die Pathologen wissen den Lebenden nicht mehr mit Ursache und Folge zu dienen. Ihr Befund: Kein Befund! Da fehlt dann die Beruhigung für die Bleibenden. Über diesem Abgrund versuchen sich die Bürger zu behaupten, und auf dieser Handlungsebene entwickelt sich die Geschichte, gelegentlich belebende Züge der Kriminalstory annehmend. Der alte Arzt (Dietmar Schönherr) setzt Basels historische Figuren des Totentanzes auf den Stadtplan, auf die Sterbeorte, und erkennt die einzige offenkundige Gesetzmässigkeit: die Parabel, die sich im Unendlichen verliert – und zwingend wiederkehren muss.

Das Studierzimmer stammt aus der Zeit grassierender Pestilenz, die Autos waren neu in den Baujahren der ersten Wasserstoffbomben, die TV-Direktübertragung vom Bett des Aidskranken ist von heute und morgen. Das Immerwährende des Totentanzes durchdringt die Zeit und die Handlungsebenen, macht folgerichtig auch nicht halt vor dem Schneidetisch, auf dem «Der Tod zu Basel» für die Zuschauer sichtbar montiert wird, der Tod Regieanweisung erhält, auf seinem (Basler) Piccolo Erik Satie zu spielen. Der Reigen wird nicht aufgelöst, denn die Geschichte ist kein Märchen, sie ist vielmehr dem Leben und dem Tod abgeschaut, vielschichtig ist sie, mystisch und wundervoll unzeitgeistig. Ein Fatal aus den depressiven Niederungen der oberrheinischen Tiefebene, doch frei von Tranigkeit und Psychomuff, dank der (deutschen) Schauspieler von neuer schweizerischer Qualität und ohne falsche Langsamkeit.

«Der Tod zu Basel», DRS, 26. Januar